**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 37 (1933-1934)

Heft: 20

**Artikel:** Ein unheimlicher Kamerad: aus dem Tagebuch eines Kaufmanns in

Colombo

**Autor:** J.R.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-672426

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Ein unheimlicher Ramerad.

Aus dem Tagebuch eines Kaufmanns in Colombo.

"26. Oktober. Auf dem Heimwege von Port de Galle nach Colombo gelangte ich heute Vormittag an ein Gewässer, dessen Lauf ich aufwärts verfolgte. Bald erreichte ich ein üppiges, zu einem riesenhaften Bananenbaum gehöriges Gebüsch. Der Bananenbaum gehört zu den Wundern der Pflanzenwelt. Ühnlich der Buche sendet er weitgestreckte, waagrecht laufende Zweige aus, die wie das Eseu zahllose Luftwurzeln entwickeln. Diese verlängern sich, dis sie schließelich den Boden berühren, sich darin festgraben und so den Zweig nicht nur stützen, sondern auch aus dem Erdreich nähren.

Das Alter des Baumes, an dessen Kande ich zu ruhen beschloß, mochte wohl dreihundert Jahre betragen, denn seine mannsdicken Luft-wurzeln zählten nach Hunderten und gestatteten infolge ihrer Dichtigkeit kaum einen Durchgang. Zwischen zweien der Wurzeln besestigte ich meine Hängematte. Im nahen Bache schöpfte ich ein wenig Wasser und benetzte mir Gesicht und Hände. Meinem Kuchsack entnahm ich etwas Zwiedack und Melone. Dann streckte ich mich so bequem als möglich in die Matte.

Um vollständig sicher zu sein, zog ich das Messer aus dem Gürtel und legte es auf die Knie; auch spannte ich das Netz soweit aus, daß es über mir zusammensiel und mich vollständig umhüllte. Ich war ganz allein. Meine Diener mit dem Gepäck waren vorausgesandt.

So ruhend suchte ich mich an der schönen Umgebung zu erquicken. Im Westen glänzte das unendliche Meer. Von ihm bis zu mir herauf zog sich ein grüner Streifen aus schönen Palmen, Sträuchern, Kräutern und Gräsern dem Lauf des Baches entlang. Fern auf dem Ozean tauchte ein größeres Schiff auf; gewiß war es der von mir so sehnlich erwartete "Pelikan"...

Während mich dieses Bild fesselte, drang ein entsetzliches Geschrei an mein Ohr. An zwanzig Papageien ließen sich auf dem mächtigen Bananenbaum nieder und stritten sich um eine Frucht, die einer von ihnen mit seinem derben Schnabel gepackt hatte. Unweit davon hockte auf einer Kokospalme ein kleiner Affe, der der lauten Gesellschaft mit drolliger Aufmerksamskeit zusah.

Als sich die Tiere wieder entfernt hatten, herrschte Ruhe und schließlich eine solche Stille, daß es mir fast grauen wollte. Nur ab und zu hörte ich das Summen eines vorüberschwirrenden Käfers oder den Kuf eines Vogels vom Bache her. Die schwüle schläfrige Mittagszeit rückte näher, und die Tiere versteckten sich im fühlenden Schatten der Gesträuche, über denen die sengende Glut der Sonne lag. Ermüdet von der mehrstündigen Reise schloß ich die Augen.

Plötzlich — was war das? Was legte sich kalt auf mein Gesicht? Erschreckt fuhr ich in die Höhe.

Doch im selben Augenblick stockte mein Atem, und das Herz pochte zum Zerspringen. Kalter Fieberschauer rieselte über meinen Kücken, und meine Augen traten weit aus den Höhlen. Zwei Spannen weit über meinem Kinn hing ein dicker, züngelnder Schlangenkopf herab, an einem meterlangen Vorderleib, der auf dem Ast des Baumes auflag.

Beim ersten entsetzlichen Anblick erfaßte mich ein Schwindel, wie vor einer Ohnmacht. Dann aber reiste in mir ein kluger Entschluß: mit der Festigkeit, die man auf weiten Reisen erlangt, nahm ich mir vor, keinesfalls meinen Körper zu rühren, solange das bedrohliche Reptil gleich einem Damoklesschwert über meinem Haupte hing. Mochte die Schlange auch stundenlang über mir schweben oder mochte sie meinen Leib umschlingen und zum tödlichen Bisse ausholen — ich wollte so regungslos verharren wie ein Toter! Dies schien mir die einzige Hilfe.

Zuvörderst verlangsamte ich meinen Atem. Unverwandt und ohne mit den Augen zu blinzeln betrachtete ich den bräunlichen, mit glänzenden Schildern bedeckten Kopf der armstarken Schlange, die sich gleich mir völlig ruhig verhielt. Daß ich keine Brillenschlange vor mir hatte, wußte ich; ebenso, sagte ich mir, könne das gefährlichste Reptil Ceylons, die Ticpolonga, keine solche Größe haben. Allein mein Entsehen wurde dadurch nur wenig vermindert, zumal meine Augen durch den starren Anblick zu schmerzen begannen und jeden Moment zu zucken drohten.

Zu meinem Glück hob die Schlange ihren Kopf langfam empor, glitt über den Aft hin und verschwand im Laube. Schon glaubte ich, von jeder Gefahr befreit zu sein. Da erscheint ihr Kopf abermals. Aber jetzt bewegt er sich nicht mehr über meinem Haupte, sondern er

gleitet an dem Zweige hin, an deffen Luftwurzel das Fußende meiner Matte befestigt ist. An dieser Stütze — o neues Entsetzen — ließ sich das Ungeheuer herab und senkte auf mich zu...

Ich fieberte. Ich dachte an die Schmerzen, die mir das Reptil zufügen könnte; stundenlang müßte ich vielleicht mit zerbrochenen Rippen oder verschwollenen Gliedern hier leiden, dis mich der Tod erlöste: quälender Durst würde mich austrocknen, gefräßige Raubtiere mich erschrecken, entsetzliche Schmerzen mich zerrütten. Fern von der Heimat, von meinen Lieben, würde ich sterben, unbeachtet, unbekannt, ohne ein tröstendes Wort in der letzten Stunde.

Während solche Gedanken mich durchzuckten, litt ich unfäglich. Ich sah die Schlange mein Netz berühren, sah, wie sie zwischen den Maschen eine Öffnung suchte und das züngelnde Maul bald nach rechts, bald nach links wandte. Endelich siel das Ende ihres Körpers schlaff herab, und nun hing sie mit der ganzen Last ihres Leibes auf der Matte.

Meine Beine litten Pein unter diesem Druck. Und durch das Gewicht des Tieres gerieten die Maschen in solche Spannung, daß sie mich an fast allen Teilen meines Körpers drückten und kniffen.

Jetzt nußte ich gar gewahren, wie die auf mir Lastende zwischen den übereinander gezoge= nen Netzteilen Eingang suchte und — fand! Wie sie sie langsam über meine Beine glitt, das Messer beiseite schob und auf meinen Schenkeln Platz nahm. Den hintern Körperteil zusammenzingelnd, bewegte sie den Kopfteil in so erschrekztender Weise, daß ich völlig verzweiselte: sie bezührte mit der Zunge meine Hand, sie näherte sich meinem Kinn; dann beleckte sie die Maschen des Netzes. Und jetzt — o Grauen — steckte sie den kalten Kopf in den rechten Ürmel meiner Bluse...

Plötlich fühle ich einen jähen Sturz.

Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, klammere ich mich an das Nehwerk. Bin ich denn nicht tot? Neugierig blicke ich mich um.

Noch ehe ich aber zu voller Besinnung gekommen, sah ich den Schlangenleib im Gebüsch des Baches verschwinden. Ich war gerettet.

Das Netz, das uns trug, war unter der grozen Last an einem Ende gerissen. Ich war mit dem unheimlichen Kameraden auf die Erde gefallen, und das erschrockene Reptil hatte es für gut befunden, schleunigst zu fliehen.

Wie wunderbar war ich der Gefahr entronnen! Wie überaus glücklich meine Errettung! Gott sei Dank! Mein Leben lang werde ich jene Schreckensaugenblicke und die Seligkeit der Befreiung nicht vergessen!" I. N.

# Der Einsame.

Erzählung aus der alten Zeit von Josef Kamp.

Der beste Mann im Dorf ist Cord Krüger. Jeder sagt es, sogar der Schulzenbauer, und was der sagt, das stimmt.

In der äußersten Ecke des großen Obstgarstens, der zum Krügerschen Hof gehört, liegt, von drei Birnbäumen überdacht, Cord Krügers Wohnwesen. Er hauft da ganz allein. Nur ein struppiger Köter teilt mit ihm das Haus. Diesen vierbeinigen Freund hat er vor einigen Jahren halbverhungert von der Straße zu sich genommen und aus Enade und Barmherzigkeit wieder durchgefuttert. Seitdem hält das Tier treu zu seinem Samariter.

Cord Krüger hat ein goldenes Herz, heißt es bei den Leuten im Dorfe. In jeder, auch der kleinsten Angelegenheit, weiß er Kat. Keiner, der bei ihm anklopft, tut eine Fehlbitte; und wiediel Gutes mag schon von ihm außgegangen sein, wo keine Menschenseele drum weiß. Aber lachen — Cord Krüger lacht nie.

Nein, er lacht nie. Immer trägt sein Gesicht den gleichen herben, fast traurigen Zug. Cord Krüger lacht nie.

Früher war das nicht so. Früher hatten die Dörfler Cord Krüger wohl mal, wenn auch nicht oft, lachen sehen. Aber heute lacht er nicht mehr.

Wer ist Schuld daran? — Das weiß keiner. Man vermutet nur. Vielleicht trägt auch keiner die Schuld.

Cord Krüger hat sein eigenes Wesen. Er allein weiß, weshalb er längst nicht mehr lachen kann. Freilich, wem er die Schuld aufbürden soll, das weiß er auch nicht recht.

Die Geschichte Cord Krügers liegt nun schon weit zurück.

Dem Krügerschen Hofe gegenüber liegt das Deipingsche Anwesen. Die Besitzer der beiden